



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine einheitliche deutsche Aussprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

findet sich in diesen unglaublich subtil durchgearbeiteten Beduten: eine unverwüsthliche Heimatsliebe, eine Zärtlichkeit für Baum und Busch des Vorgeländes, für die Linie des spiegelnden Stromes, für die entfernten Silhouetten der Kirchen und Paläste im silbergrauen Dufte. Ja, dieses Heimatgefühl wirkte auch phantastisch in die Zukunft voraus: Koeßler erzählt, wie die Architekten sich mit Vorliebe an Alt wandten, um von ihm ihre Projekte sozusagen ausmalen und verständlich machen zu lassen. So entwarf Alt beispielsweise den idealen Prospekt der Festschen Museen und der projektierten Botivkirche; er malte das Parlamentsgebäude und die Börse und ein sehr merkwürdiges Zukunftsbild jenes Stadtteiles, der durch die Donauregulierung entstehen sollte, und alles, bevor es wirklich da stand. Das, was wir heute an ihm schätzen, gab er freilich in diesen großen Prospekten kaum. Wir sehen seine künstlerische Stärke eher in jenen winzigen und doch so großartig wirkenden landschaftlichen Gelegenheitsblättern, oft nur ganz flüchtig angelegten Skizzen in Wasserfarben, oder auch in seinen wenigen, aber zum Teil ganz vorzüglichen Porträts. Er erreicht hier das seltene Ziel, trotz genauer Zeichnung und Modellierung die Größe und charakteristische Form zu wahren. Die kleinen Sammler haben ihn gekauft, und so ist er in einer Anzahl mittlerer Wiener Bürgerhäuser als guter Hausgeist eingezogen und in Ehren gehalten worden, längst schon, ehe die Jugend, die Sezession, den greisen alten Herrn den Grundstein zu ihrem neuen Hause legen ließ. Er unterzog sich der späten Ehrung mit gutem Humor. Wie denn überhaupt sein menschliches Teil ungemein erquicklich berührt. Das bezeugen nicht zuletzt die von Koeßler hier mitgeteilten Briefe und Aussprüche.

Eugen Kalkschmidt



Eine einheitliche deutsche Aussprache



Wie wir Deutschen politisch geeint sind, ist auf verschiedenen anderen Gebieten der Ruf nach Einigung erklingen. So wandte sich auch die Aufmerksamkeit einem der vornehmsten nationalen Güter, der deutschen Sprache, zu, und es wurde die Forderung laut, das Reich als der berufenste Anwalt solle eine Anstalt, ein Reichsamtsamt oder eine Akademie für die deutsche Sprache zu ihrer Pflege, Aufzeichnung und Feststellung einsetzen. Über die Form und Aufgabe herrschte allerdings keine Einigkeit. Die einen sahen die Académie Française, die italienische Academia della Crusca und die Spanische Akademie, mit dem Zwecke, die äußere Gestalt der Sprache festzusetzen, als Vorbilder an, andere verlangten nur eine wohl geleitete Zentralstelle zum Sammeln und Bearbeiten der großen sprachlichen Aufgaben, zur Pflege und Aufzeichnung der deutschen Mundarten und zur fachmännischen Prüfung und Begutachtung wissenschaftlicher Fragen. Drei Aufgaben aber lagen dem praktischen Bedürfnis am nächsten: Die Vollendung des Deutschen Wörterbuchs der Gebrüder Grimm, solange bei den mangelnden Vorarbeiten und Grundlagen an den ersehnten und umfassenden Thesaurus linguae

Germanicae noch nicht zu denken ist, während das Englische, Niederländische und Schwedische Wörterbuch rüstig auf dem eingeschlagenen Pfade uns voraneilen und auch das Wörterbuch der deutschen Rechtsprache beginnen wird zu erscheinen; sodann eine vereinfachende Regelung der Rechtschreibung und die Feststellung einer einheitlichen Musterausprache. Die gewünschte Reichsanstalt haben wir zwar nicht erhalten, aber die seit einigen Jahren an der Berliner Akademie der Wissenschaften tätige Deutsche Kommission hat die wichtigsten Aufgaben energisch in Angriff genommen.

Das große nationale Unternehmen des Deutschen Wörterbuchs („Grenzboten“ 1903 III S. 677 ff., IV S. 621 ff.) wurde ihr unterstellt und eine Zentralstelle dafür in Göttingen geschaffen, durch deren Unterstützung die Tätigkeit der Bearbeiter wesentlich erleichtert und vereinfacht wird. Unsere Rechtschreibung ist vor wenigen Jahren einer erneuten Durchsicht unterzogen und für das ganze Reich einheitlich geregelt worden, und mag sie noch so unzulänglich und widerspruchsvoll und eine weitere Vereinfachung nur eine Frage der Zeit sein, so ist unter allen Umständen jede Einigung einer regellosen, individuellen Willkür vorzuziehen („Grenzboten“ 1903 I S. 779 ff.). Die Vereinfachung aber, die mit der historischen Entwicklung immer mehr bricht, kann nur auf der Grundlage einer geregelten Aussprache geschehen. Auf dem Wege zu dieser geregelten Aussprache endlich, die übrigens nicht die Sprache des alltäglichen Umgangs, sondern das Muster einer gehobenen Vortragsprache sein will, ist ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht worden.

Vor etwa zehn Jahren wurde das Bedürfnis nach einer allgemeinen deutschen Reichsausprache laut. Wie vier Jahrhunderte früher eine allgemeine deutsche Schriftsprache über den Mundarten entstand, die Ober-, Mittel- und Niederdeutschen zur gegenseitigen Verständigung verhalf, so sollte nun eine mustergültige Aussprache, die ganz Deutschland einigte, geschaffen werden. Aber auf welcher Grundlage sollte sie erfolgen? Man mußte mit der Schriftsprache als gegebener Norm rechnen, ohne doch jemals das Schriftbild zum Maßstabe für die Aussprache zu machen. Denn dieses setzt sich in oft widerspruchsvoller Weise aus unzulänglichen, aus fremden Sprachen einstmals übernommenen Schriftzeichen zusammen. Daher wird sich der von Prof. Braune-Heidelberg in seiner 1904 gehaltenen akademischen Festrede „Über die Einigung der deutschen Aussprache“ aufgestellte Grundsatz: Sprich, wie du schreibst! erst bei einer zukünftigen rein phonetischen Schreibung durchführen lassen. Wo aber gibt es eine möglichst schlackenlose, von mundartlicher Färbung am wenigsten beeinflusste Aussprache des in der Schriftsprache, in den mustergültigen Schriftwerken niedergelegten Sprachschatzes? In der Sprache der Kunst, in der Sprache der Bühne.

Indessen ist die Aussprache an den verschiedenen Bühnen des deutschen Sprachgebiets und im Munde der einzelnen Schauspieler nicht durchaus gleich, sondern wird oft durch mundartliche Gepflogenheiten und die Reproduktion des Schriftbildes störend beeinflusst, und das geschieht auf Kosten der einheitlichen, künstlerischen Gesamtwirkung. So lag der Gedanke nahe, ohne kleinliche Schulmeisterei, auf Grund wissenschaftlicher Einsicht und unter Berücksichtigung der an verschiedenen Bühnen gebräuchlicher Aussprache eine Norm aufzustellen und damit zugleich eine Grundlage für die allgemeine Regelung der deutschen Aussprache zu schaffen. Von einem Germanisten, Prof. Theodor Siebs in Greifswald (jetzt in Breslau), ging der Ruf aus und fand bei Bühnenleitern wie Germanisten, bei letzteren allerdings nicht durchgängig, freudigen Widerhall. Im

April 1898 fanden im königlichen Schauspielhause zu Berlin unter dem Vorsitz des Grafen von Hohenhausen, des damaligen Generalintendanten der königlichen Schauspiele, zwischen den Vertretern des Deutschen Bühnenvereins und der germanistischen Wissenschaft Beratungen über die ausgleichende Regelung der deutschen Bühnenaussprache statt, deren Ergebnisse von Prof. Siebs in einer kleinen Schrift veröffentlicht wurden („Grenzboten“ 1900 II S. 394). Indessen noch war der praktische Wert der ganzen Unternehmung zweifelhaft, solange die Künstler selbst grollend beiseite standen, die zu den Beratungen nicht hinzugezogen worden waren. Da setzte die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger im Jahre 1907 ihrerseits einen Arbeitsausschuß zur endgültigen Regelung der schwebenden Fragen ein, stellte durch Fragebogen die strittigen Punkte fest und berief dann im März 1908 eine Konferenz nach dem Deutschen Theater in Berlin, der Bühnenkünstler, Vortragslehrer und die schon an der vorigen Konferenz beteiligten Germanisten beiwohnten. Nachdem der Bühnenverein noch in demselben Jahre sein Einverständnis mit den Verhandlungen und beschlossenen Änderungen erklärt hatte, ging Prof. Siebs an eine Neubearbeitung des 1898 veröffentlichten Werkes.

Dieses ist nun unter dem Titel „Deutsche Bühnenaussprache von Theodor Siebs, Köln 1910“ im Verlage von Albert Ahn soeben erschienen und bringt außer einer systematischen Einleitung, die auch den Gesang und die Schule berücksichtigt, eine wissenschaftliche Behandlung der Laute und Erläuterung an praktischen Beispielen im ersten Teil; der zweite bietet grundlegende Betrachtungen über Tempo, Betonung und Tonfall der Rede; als dritter und für die Praxis wichtigster endlich gibt ein Wörterbuch den Darstellern unmittelbar Ratschläge für die Aussprache zweifelhafter deutscher Worte, Fremdwörter und Eigennamen.

Daß hier für die fremden Eigennamen eine Norm aufgestellt ist, die der regellosen Willkür der einzelnen eine Ende macht, darin möchte ich das größte Verdienst des Werkchens erblicken. Es ist der Grundsatz aufgestellt: Für die Aussprache der fremden Wörter und Namen ist nicht die in ihrer Heimat herrschende, sondern die auf der Bühne allgemein übliche maßgebend; nur wenn die deutsche Aussprache schwankt, so pflegt für diesen besonderen Punkt die Aussprache in der Heimat des Wortes den Ausschlag zu geben; wo endlich fremde Wörter sich augenblicklich im Zustande der Einbürgerung befinden und zwischen deutscher und fremder Lautgebung schwanken, hat man sich in der Beratung dahin geeinigt, möglichst den deutschen Einflüssen Rechnung zu tragen, also die Eindeutschung zu fördern. Hier hat man mit dem deutschen Charakterfehler gebrochen, die ausländische Aussprache, mag sie auch der deutschen Zunge noch so unbequem liegen, entweder aus pedantischer Genauigkeit oder aus Angst, ungebildet zu erscheinen, um jeden Preis nachzuäffen. Nur ein Beispiel. Wie groß war die Verlegenheit bei Aussprache des Namens Macbeth! Der perfekte Engländer legte den Ton auf die zweite Silbe und ließ sein *th* mit Leichtigkeit zischen; ein unglücklicherer Nachahmer brachte diesen unschönen Laut noch unschöner hervor. Ein anderer ließ den ausichtslosen Versuch fallen und bewahrte nur den englischen Akzent. Ein anderer Halbengländer radebrecte zwar die englischen Laute, aber wußte mit dem Akzent nicht Bescheid, und so gab es eine Stufenfolge von Mißgeburten. Die Einsichtsvolleren sprachen gut deutsch Macbeth wie Elisabeth, und deren Beispiel ist vorbildlich geworden. Außer Donalbain (gespr. Dönalbän) und Fleance (gespr. Flänks) weist das ganze Personenverzeichnis dieses Dramas nur nach deutscher Art ausgesprochene Namen auf. Vielleicht wirkt das Unternehmen auch mit, die

Engländerei in der deutschen Sprache zu bekämpfen. Doch auch unberechtigter französischer Einfluß wird zurückgewiesen und z. B. Mozarts Don Juan uns, auch ohne Rücksicht auf die spanische Aussprache, als Donn Juann vorgestellt, während bei der appellativen Bedeutung des Wortes (Don Juan = Abenteuerer) der bisher meist üblichen Aussprache ‚Döng Schuang‘ nachgegeben wird. Daß der häßliche ‚Guschen‘ (Eugen) bei dieser Gelegenheit aus der Welt geschafft und seines Zwittergewandes entkleidet wird, ist selbstverständlich. Auch Alfons legt die übliche Nasalierung ab. Um so mehr muß es befremden, wenn für einen deutschen Dichter wie Theodor Fontane die Aussprache ‚Föngtan‘ verlangt wird. Wie der Nachkomme des französischen Emigrantengeschlechtes seinen Namen selbst ausgesprochen hat, weiß ich nicht*); ich entfinne mich aber kaum, ihn anders als Fontane, gut deutsch, gehört zu haben.

Die geregelte Aussprache der fremden Namen vermag auch den unmittelbaren praktischen Wert des Werkchens für die Schule zu zeigen. Welche Mühe gibt allein Schiller da oft zu knacken mit Lionel, Talbot, Shrewsbury, Aranjuez, wo eine einheitliche Sprechweise durchaus nötig ist! Doch will die Bühnenaussprache auch sonst in mäßigen Grenzen und mit Berücksichtigung berechtigter mundartlicher Eigenheiten für die Schule vorbildlich sein, so daß die Ausbildung des Kindes zu einer reinen Aussprache nicht der Willkür der einzelnen Lehrer preisgegeben ist. Daher richtet der Verfasser an alle Lehrer die Bitte, den für die Bühne geltenden Regeln folgend zu erwägen, „was in der einzelnen Provinz oder innerhalb noch engerer Grenzen für die Mustersprache der Schule zu fordern ist, und inwieweit durch Verbot gewirkt werden muß“. Er hofft, daß auch die Schulverwaltungen im Deutschen Reiche, in Oesterreich und der Schweiz dieser Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Er befürchtet von einer derartigen Normierung keine Gefahr für die Entwicklung der einzelnen Mundarten; aber selbst wenn sie einträte, hält er die Einigung der deutschen Aussprache für wertvoller als die Erhaltung der Mundarten. Da werden viele anderer Meinung sein. Aber diese Gefahr ließe sich wohl leicht vermeiden, wenn die Schüler öfters darauf aufmerksam gemacht würden, daß ihre Mundart als ein wertvolles heimatliches Gut ihnen teuer sein und von ihnen gepflegt werden, daß aber andererseits die Einschleppung sprachlicher Nachlässigkeiten aus der Mundart in die kunstmäßige Aussprache verhindert werden müsse. Sie sollen möglichst über beide Sprechweisen frei verfügen lernen, wie es etwa in zweisprachigen Gebieten vorkommt. Oder sollte das sich nicht durchführen lassen?

Schließlich wird das Büchlein deutsch lernenden Ausländern schnell und sicher über die gute Aussprache Rat erteilen, sobald sie sich einmal mit der phonetischen Umschreibung vertraut gemacht haben. Diese Umschreibung selbst ist ein Muster von Einfachheit und Klarheit und ist wohl geeignet, der von uns erhofften weiteren orthographischen Vereinfachung vorzuarbeiten. Autoritäten wie Sievers und Viëtor sind dabei zu Rate gezogen worden. Alles in allem, heißen wir die Regelung willkommen als Beitrag zum Werk der deutschen Einigung!

*) Darüber können wir Aufklärung geben. Wir wissen noch aus dem Munde des alten Fontane selbst, daß er und sein Haus sich Fontan aussprachen, ohne Nasallaut, und mit langem a. — D. Schriftl.

